

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundlagen der klassischen Philologie

Maurenbrecher, Bertold

Stuttgart, 1908

VI. Allgemeine Sprachwissenschaft

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3542](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3542)

Komposition. Jedoch, wir wollen es uns offen gestehen, daß wir in der Kenntnis der monumentalen Sprache und daher auch in der Behandlung und Auslegung der Kunstwerke noch ziemlich weit zurück sind. Während Dank alten und langjährigen Bemühungen die Grammatik der klassischen Sprachen im wesentlichen feststeht, so ist dies für die Formen der bildlichen Denkmäler noch lange nicht der Fall; noch gibt es, obwohl besonders von Stephani und Wieseler manches dahin Einschlagende geleistet worden ist, kein Lexikon, keine grammatische Formenlehre, keine Syntax der alten Kunstdenkmäler.

Sowie dann bei Schriftwerken zum Verständnis der Form sowie des Inhalts vor allem Werke der gleichen Gattung zur Vergleichung herangezogen werden müssen, so gilt dieselbe Regel auch bei der Hermeneutik der Kunstwerke, indem auch hier zunächst Werke derselben Gattung, seien es nun Giebelgruppen oder griechische Grabreliefs oder römische Sarkophagenreliefs, oder Vasengemälde oder Pompejanische Wandmalereien und so fort, in Betracht gezogen werden müssen; erst dann, wenn diese nicht ausreichen, greift man in weitere Kreise hinaus, um Mittel zum Verständnisse zu gewinnen. Und endlich, um zum Schlusse zu kommen, sowie zum richtigen Verständnisse jedes Schriftwerkes die Bekanntschaft mit allen Teilen der gesamten Altertumswissenschaft mit allen Seiten des ganzen antiken Lebens gehört, so gilt dies, und vielleicht in noch höherem Grade, auch von unseren bildnerischen Denkmälern.

VI. Abschnitt. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Literatur.

1. Systematische Darstellungen:

- W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, als Einleitung zu dessen Werk: Über die Kawisprache auf der Insel Java (Berlin 1836), neu herausgegeben von Pott (3. Aufl., Berlin 1883), auch herausgegeben von H. Steinthal in Humboldts Sprachphilosophischen Werken (Berlin 1884, S. 145 ff.).
- K. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft, herausgegeben von H. Steinthal (Berlin 1856).
- H. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie (Berlin 1855).
- H. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (Berlin 1860).
- H. Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. Teil I: Die Sprache im Allgemeinen (Berlin 1871.) Beide Werke in neuer Bearbeitung u. d. T.: Abriss der Sprachwissenschaft; Bd. I: Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft von Steinthal (Berlin 1881); Bd. II: Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (das. 1893).
- Max Müller, Lectures on the science of language (London 1861, 10. Aufl. 1880), deutsch in neuer Bearbeitung von Fick und Wichmann (Leipzig 1892—1893).
- Friedr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft (4 Bde., Wien 1876—88).

- G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse (Leipzig 1891, 2. Aufl. 1901).
- W. Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Teil I: Die Sprache (2 Bde., Leipzig 1900, 2. Aufl. 1904). Hierzu die polemischen Schriften von:
- B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf Wundts Sprachpsychologie (Straßburg 1901).
- W. Wundt, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Mit Rücksicht auf Delbrücks Grundfragen der Sprachforschung (Leipzig 1901).
- L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wundts Sprachpsychologie (Heidelberg 1902).

Ferner englische Werke:

- W. D. Whitney, Language and the study of language (London 1867), deutsch von Jolly (München 1874).
- M. H. Sayce, Introduction to the science of language (2. Aufl., London 1883).
- O. Jespersen, Progress in language (London 1894).
- Oertel, Lectures on the study of language (New York und London 1902).

2. Sprachpsychologie: Außer den Schriften von Steinthal und Wundt vergl.:

- G. Gerber, Die Sprache und das Erkennen (Berlin 1884).
- P. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens (Halle 1885).
- Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache, übersetzt von Schneider (Leipzig 1888).
- O. Dittmar, Grundzüge der Sprachpsychologie, Bd. I (Halle 1903).
- Fr. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Band I: Sprache und Psychologie; Band II: Zur Sprachwissenschaft; Band III: Zur Grammatik und Logik (Stuttgart 1901—1902).

3. Über Lautgesetz und Analogie:

- F. Masing, Lautgesetz und Analogie (Petersburg 1883).
- H. Schuchardt, Über die Lautgesetze (Berlin 1885).
- Friedr. Müller, Sind die Lautgesetze Naturgesetze? (in Techmers Internationaler Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Band I, S. 211).
- E. Wechsler, Gibt es Lautgesetze? (Halle 1900, in den Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für Suchier).
- H. Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment der sprachlichen Formenbildung (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 327, Berlin 1879).
- A. Thumb und K. Marbe, Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung (Leipzig 1901). Vergl. ferner die angeführten Schriften von Wundt, Bd. I und Delbrück.

4. Wortbedeutung:

- Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter (Leipzig 1884).
- Darmesteter, La vie des mots étudiés dans leurs significations (Paris 1887, 4. Aufl. 1893).

- K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels (Programm, Berlin 1894).
 Stöcklein, Untersuchungen zur Bedeutungslehre (Programm, Dillingen 1895).
 Bréal, Essai de sémantique (Paris 1897).
 J. Røzadowski, Wortbildung und Wortbedeutung (Heidelberg 1904).

5. Syntax:

- H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax (Kolberg 1882, 2. Aufl. 1883).
 J. Ries, Was ist Syntax? (Marburg 1894).
 G. Körting, Bemerkungen über den Begriff und die Teile des grammatischen Satzes (Kiel 1905).

6. Der Ursprung der Sprache:

- J. G. Herder, Ueber den Ursprung der Sprache (Preisschrift v. J. 1770, 2. Aufl. 1789, wieder abgedr. in Herders Werken, Tübingen 1806, II. S. 46 ff.).
 J. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache (Abhandlungen der Berliner Akademie 1851, 6. Aufl. Berl. 1866).
 H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens (Berlin 1858, 4. Aufl. 1888).
 L. Geiger, Der Ursprung der Sprache (Stuttg. 1869).
 L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft (2 Bde., Stuttgart 1868—72).
 W. Wackernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache (Basel 1872).
 A. Marty, Ueber den Ursprung der Sprache (Würzburg 1875).
 L. Noiré, Der Ursprung der Sprache (Mainz 1877).
 C. Abel, Über den Ursprung der Sprache (2. Aufl., Berlin 1881). Vergl. ferner hierzu die angeführten Schriften von Wundt, Band II, S. 584 ff., Jespersen und Delbrück, Grundfragen S. 71 ff.

7. Übersicht über die menschlichen Sprachen:

- H. Steinthal, Charakteristik usw. (in der Neubearbeitung von Misteli), Friedr. Müller, Grundriß (mit ausführlichen Sprachproben), vergl. auch F. N. Finck, Die Klassifikation der Sprachen (Marburg 1901).

8. Zeitschriften:

- Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, herausgegeben von Lazarus und Steinthal (20 Bde., Berlin 1860—1880).
 Mémoires de la société de linguistique de Paris (bis jetzt 13 Bde., Paris 1868 ff.).
 Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben von Techmer (5 Bände, Leipzig 1884—90).
 L'année linguistique, publiée sous les auspices de la Société de philologie (Paris 1902 ff.).

§ 1. Die allgemeine Sprachwissenschaft (auch philosophische Sprachwissenschaft oder besser Sprachpsychologie genannt) hat zu ihrem Gegenstande das Wesen, die Entstehung, Äußerung, Entwicklung und Gliederung der menschlichen Sprache im all-

gemeinen, ohne Rücksicht auf die besonderen Sprachen einzelner Völker, indem sie hierbei die menschliche Sprache auf die ihr zugrunde liegenden physiologischen und psychologischen Vorgänge zurückführt und die Tatsachen der Sprachgeschichte zu erklären sucht.

1. M. Müller (a. a. O. I. S. 21): 'Wir wollen (in der Sprachwissenschaft) nicht Sprachen, sondern die Sprache kennen lernen; wir wollen ergründen, was die Sprache ist und wie sie zu einem Mittel, einem Organ der Gedankenmitteilung werden kann; wir wollen ihren Ursprung, ihre Natur, ihre Gesetze erkennen, und nur um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, sammeln, ordnen und klassifizieren wir alle die sprachlichen Fakta, deren wir irgend habhaft werden können.'

2. Steinthal (Abriss etc. I. S. 29): 'Die allgemeine Sprachlehre oder Sprachphilosophie hat das Wesen der Sprache darzustellen. Es ist hier die Frage: was ist die Sprache überhaupt? wie ist sie geworden? welches sind ihre konstitutiven Elemente? was leistet sie dem Geiste? welche Stellung nimmt sie ein im geistigen Organismus des Menschen? welche Schicksale erfährt sie im Laufe der Zeiten? Hieraus bestimmt sich das eigentliche Prinzip der Grammatik und ihr wahrer Gegenstand, woraus sich wieder Folgerungen für die Methode, die Untersuchungsweise mit voller Klarheit ergeben müssen.'

Bei all diesen Untersuchungen ist von den Besonderheiten der gegebenen Sprachen noch nicht die Rede. Hier wird die Sprache als etwas allgemein dem Menschen Gehörendes betrachtet, noch abgesehen von der Verschiedenheit der Völker. Auf diese nimmt eben erst die besondere Grammatik Rücksicht.'

3. Delbrück (Grundfragen Seite 2): 'Humboldt kann man, wenn man den Geist und nicht den Buchstaben seines philosophischen Bekenntnisses ins Auge faßt, wohl einen Kantianer nennen, während Steinthal sich, abgesehen von der Metaphysik, auf die es hier nicht ankommt, am meisten an Herbart anlehnt. Man kann den Fortschritt in der allgemeinen Sprachauffassung, der sich an Steinthals Namen knüpft, in den Satz zusammenfassen, daß er an Stelle der Logik der Psychologie zur Herrschaft verholten hat.'

§ 2. Sprache im allgemeinen Sinne ist Ausdruck von Vorstellungen, Gefühlen oder Willensregungen durch artikulierte Lautreihen (Worte und Satz). Die Sprache gehört also (nach der Definition von W. Wundt) zu den Ausdrucksbewegungen des Menschen, neben der Lautsprache gibt es so Zeichensprache und Gebärdensprache. Als die nächsten Analogien und zugleich als Vorstufen des menschlichen Sprechens erscheinen daher:

1. Der mimische Ausdruck von Affekten, von Lust- und Unlustgefühlen bei Menschen und Tieren.

2. Der Ausdruck von Vorstellungen durch Gebärden, z. B. die Gebärdensprache der Taubstummen, der Kinder, der Naturvölker usw.

3. Der Ausdruck von Gefühlen und Affekten durch ungliederte Schreilaute bei Menschen und Tieren.

Die Elemente der Sprache sind Laut, Silbe, Wort, Satz und Satzgefüge. Unmittelbar gegeben ist uns in der Sprache zunächst der Satz als Ausdruck einer Gesamtvorstellung; die Zerlegung desselben in seine Bestandteile, die Worte, und die Zergliederung dieser in Silben und Einzellaute erfolgt erst durch analytisches sprachliches Denken.

Den Elementen der Sprache gemäß zerfällt die allgemeine Sprachwissenschaft sowie die Grammatik aller Einzelsprachen in Lautlehre, Wortlehre und Satzlehre. Die beiden letzteren haben es sowohl mit der Form (d. h. der Wortbildung und Satzbildung) als auch mit der Bedeutung von Wort und Satz zu tun.

§ 3. Lautphysiologie und Phonetik.

Literatur.

1. Lautphysiologie:

- E. Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute (Wien 1856, 2. Aufl. 1876).
 C. L. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache. Mit eingedruckten Holzschnitten etc. (Leipzig 1866).
 H. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen (Braunschweig 1862, 5. Aufl. 1896).
 P. Grützner, Physiologie der Stimme und der Sprache (in Herrmanns Handbuch der Physiologie, Bd. II 1, Leipzig 1879).

2. Phonetik:

- M. Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschl. Sprache (Leipz. 1863).
 Sievers, Grundzüge der Phonetik (Band I der Bibliothek indogermanischer Grammatiken, Leipzig 1876, 5. Aufl. 1901).
 W. Viëtor, Elemente der Phonetik (Heilbronn 1884, 3. Aufl. Leipzig 1894).
 O. Bremer, Deutsche Phonetik (Band I der Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, Leipzig 1893).

a) Die Sprachorgane.

Die menschlichen Sprachorgane beginnen am Kehlkopfe und reichen bis an die Mundhöhle und deren äußerste Grenzen, die Lippen.

1. Der Kehlkopf (larynx), dessen untere Öffnung in die Luftröhre (trachea), die obere, etwas weitere, in die Mund-

höhle (*cavum oris*) reicht, wird von mehreren knorpeligen Teilen gebildet.

2. Innerhalb der Kehlkopf-Höhlung, etwas über der Mitte derselben, befinden sich zwei sehr elastische Stimmbänder, auch Stimmritzbänder genannt (*chordae vocales*), welche durch die Kehlkopf-Knorpeln in ihrer Spannung verändert werden können. Sie liegen in einer Ebene einander so gegenüber, daß sie in der Mitte eine schmale, längliche Spalte offen lassen (Stimmritze, *rima glottidis*), welche je nach der größeren oder geringeren Spannung der Stimmbänder sich verengt oder erweitert. Die Stimmritzbänder sind bei Kindern und Erwachsenen, bei Männern und Frauen von verschiedener Länge. Ihre mittlere Länge beträgt bei Männern im schlaffen Zustande $18\frac{1}{2}$ Millimeter, in der Spannung $23\frac{1}{6}$ Millim., bei Frauen schlaff $12\frac{2}{3}$ Millim., gespannt $15\frac{2}{3}$ Millim.; dieser Unterschied erklärt zugleich die verschiedene Tonhöhe männlicher und weiblicher Stimmen. Oberhalb der Stimmritze befindet sich zum Schutze derselben der Stimmritzendeckel oder Kehldeckel (*epiglottis*), eine elastische zungenförmige Knorpelplatte.

3. Die Mundhöhle (*cavum oris*), von der Rachenhöhle bis zu den Lippen reichend, eingeteilt in:

a) Die obere Mundhöhle oder den Gaumen (*palatum*); dieser zerfällt wieder in:

α) den vorderen oder harten Gaumen (*palatum durum s. osseum*), eine vom Oberkiefer und Gaumenbeine gebildete Knochenplatte, welche ihrerseits nach oben den Boden der Nasenhöhle bildet;

β) den hinteren oder weichen Gaumen (*palatum molle s. mobile*), auch Gaumensegel (*velum palatinum*) genannt. Von der Mitte desselben hängt ein zylinderförmiger Körper, das Zäpfchen (*uvula*), herab. Zu beiden Seiten desselben läuft das Gaumensegel in zwei Bogen aus, vorderes und hinteres Gaumensegel genannt; zwischen diesen beiden liegt, an jeder Seite der Zungenwurzel, ein ei- oder mandelförmiger Körper, die Mandel (*tonsilla*);

b) Die untere Mundhöhle; sie besteht aus dem Unterkiefer (*maxilla inferior*).

4. Die Zunge, deren hinterer dicker Teil, die sogenannte Zungenwurzel (*radix*), am Zungenbein (*os hyoideum*) befestigt ist.

5. Die Zähne, die vordere, innere Grenze der Mundhöhle bildend, in den Zahnrand des Oberkieferbeines und in den Unterkiefer eingefügt. Die weichen Fleishteile zwischen dem Palatum und den Oberzähnen heißen Alveolen (alveoli).

6. Die Lippen, die vordere äußere Grenze der Mundhöhle bildend.

7. Die Nasenhöhle, zwischen der Schädelhöhle und der Mundhöhle liegend, geht nach hinten in die Rachenhöhle (fauces), nach vorn in die Nase über, und wird durch eine senkrechte Scheidewand in zwei Höhlen geteilt. Durch das Gaumensegel kann sie gegen die Mundhöhle hin abgesperrt werden; geschieht dies nicht, so werden die sogenannten nasalen Laute erzeugt.

b) Einteilung der menschlichen Sprachlaute.

Für jeden Laut kommen 4 bzw. 5 Faktoren in Betracht: 1. die Artikulationsart, 2. die Artikulationsstelle, 3. Lautdauer, 4. Lautstärke, 5. bei den Sonorlauten die Tonhöhe.

1. Artikulationsart. Um von den drei letztgenannten Umständen hier abzusehen, so lassen sich alle Laute nach der Art ihrer Hervorbringung einteilen: 1) in solche, die nur mit Mundöffnung hervorgebracht werden (reine Sonorlaute oder Vokale), und zwar mit Resonanz der Mundhöhle allein (reine Oralvokale) oder mit Hinzuziehung der Resonanz der Nasenhöhle (Nasalvokale); 2) in solche, die mit Mundöffnung und mit geringer Engung erzeugt werden (Liquidae); 3) Laute, die durch starke Mundenge hervorgebracht werden (Spiranten); 4) Laute, die aus einem Mundverschluß bestehen, und zwar teils mit Nasenresonanz (Nasale), teils ohne diese (Verschlußlaute). Liquidae und Nasale kann man, wie die Vokale, zu den Sonorlauten rechnen, Spiranten und Verschlußlaute sind Geräuschlaute.

Alle Sprachlaute sind entweder mit Stimmton gebildet (Vokale, Liquidae, Nasale, die stimmhaften Verschlußlaute oder Mediae, z. B. b, d, g) oder ohne denselben (stimmloser Vokal oder Hauchlaut h und die Tenues oder stimmlosen Verschlußlaute, z. B. p, t, k). Stimmton heißt hierbei der durch Schwingung der Stimmbänder hervorgebrachte musikalische Klang. Bei den Verschlußlauten wiederum können wir nicht nur Mediae und Tenues unterscheiden, sondern auch Fortes und Lenes je nach der Stärke oder Schwäche der Artikulation, d. h. nach der Stärke der Explosion, mit welcher der Mundverschluß wieder geöffnet wird.

Dagegen ist die Unterscheidung von Sonanten und Konsonanten nicht eine solche der Artikulation, sondern der Funktion in der Silbe; Laute, die den Silbenton tragen, heißen Sonanten (meistens Vokale, aber auch m, n, r, l, z. B. im Deutschen in Hand'l, Leb'n), die andern Konsonanten (dies können auch Vokale sein, z. B. der zweite Bestandteil in den echten Diphthongen au, ai).

2. Die Artikulationsstelle. Die Stellen, an denen in der Mundhöhle die Artikulation erfolgen kann, sind genau genommen zahllos. Man unterscheidet aber hauptsächlich sieben Artikulationsgebiete: 1) die labialen Laute und zwar a) die bilabialen (zwischen den beiden Lippen gebildeten) und b) die labiodentalen (durch Verbindung der Unterlippe mit den Oberzähnen). 2) Die dentalen und 3) die alveolaren Laute (Zungenspitze und Zähne, bezw. Alveolen). Beim rein-dentalen Gebiet kann man unterscheiden zwischen den interdentalen, d. h. zwischen den beiden Zahnreihen gebildeten und den postdentalen, d. h. an den Oberzähnen gebildeten Lauten. 4) Die cerebralen Laute (Zungenspitze gegen den oberen Gaumen. 5) Die palatalen Laute (mittlerer Zungenrücken und harter Gaumen). 6) Die gutturalen und 7) die velaren Laute (hinterer Zungenrücken und hinterer weicher Gaumen).

c) Die einzelnen Laute.

1. Die Vokale. Vokale sind mit offenem Mund gebildete Sonorlaute. Die Unterschiede der einzelnen Vokale beruhen auf der Verschiedenheit der Mund-, Lippen- und Zungenstellung. Die geringste Mundöffnung mit Lippenrundung und gutturaler Zungenstellung hat geschlossenes u, dasselbe mit gespreizten Lippen und mit palataler Zungenstellung i, die größte Mundöffnung mit mittlerer Zungenstellung (mediopalataler oder medianer) hat a. Die Zahl der dazwischen stehenden verschiedenen Vokale ist genau genommen sehr groß; man begnügt sich aber mit Feststellung der hauptsächlichsten Typen. Dies würde etwa 15 Hauptvokale ergeben: geschlossenes i (i, z. B. *Igel*), offenes i (ï, z. B. *bin*), geschlossenes e (e, z. B. *mehr*), offenes e (ê, z. B. *Teppich*), ä, reines a, das nach o hinneigende a (â, z. B. *Klatsch* in sächsisch-thüringischer Aussprache), offenes o (o, z. B. *offen*), geschlossenes o (o, z. B. *Ofen*), offenes u (u, z. B. *dumm*), geschlossenes u (u, z. B. *Stuhl*), offenes ü (ü, z. B. *hübsch*), geschlossenes ü (ü, z. B. *über*), offenes ö

(ö, z. B. *Mörder*), geschlossenes ö (ö, z. B. *schön*). Dieselben fünfzehn Vokaltypen mit allen dazwischenliegenden Varianten können auch als Nasalvokale gebildet werden. Ferner giebt es mehrere schwachartikulierte Vokale (die sog. Murrelvokale oder Schwa-laute), diese können z. B. nach a, ä, e, ö hin gefärbt sein (z. B. Name, gesehn in der Aussprache der Umgangssprache, wie schwach artikuliertes ö). Stimmloser Vokal ist der Hauchlaut h.

2. Die Diphthonge sind vokalische Doppellaute. Man unterscheidet echte und unechte Diphthonge, je nachdem der zweite Bestandteil mit geringerer oder mit größerer Mundöffnung als der erste gesprochen wird, ferner fallende und steigende Diphthonge, je nachdem der erste oder der zweite Bestandteil den Silbenton trägt.

a) Echte Diphthonge sind z. B. ai, äi, ei, öi, oi, üi, ui und au, äu, eu, öu, ou. Dieselben Diphthonge können auch als Langdiphthonge gebildet werden (wie z. B. die griechischen Diphthonge mit iota subscriptum, z. B. in *ἄιδης, χάρει* usw.)

b) Unechte Diphthonge sind z. B. ie, uo, ue, iu usw. (z. B. mittelhochdeutsch die, diu, guot.)

c) Steigende Diphthonge haben z. B. die romanischen Sprachen (italienisch uomo, französisch bien, roi usw., vulg. lat. dreisilbiges muliérem).

3.—6. Die übrigen Laute (Konsonanten nach alter Bezeichnung) entstehen, wenn für den durch die Stimmritze nach der Mundhöhle ziehenden Luftstrom irgendwo in der Rachen- oder Mundhöhle ein Verschuß oder eine Enge vorhanden ist, welche zu einem deutlich vernehmbaren selbständigen, vom Tone der Stimme unabhängigen Geräusche Veranlassung giebt, während bei den Vokalen keines von beiden der Fall ist.

3. Die Spiranten oder Reibelaute. Der Luft ist der Weg durch die Nasenhöhle abgesperrt und der Mundkanal ist an irgend einer Stelle so verengt, daß die ausströmende Luft an den der Enge benachbarten Teilen ein Reibungsgeräusch hervorbringt. Auf diese Art entstehen eine Menge Laute, die als Sibilanten, Spiranten, Fricativae, Zischlaute oder Reibelaute bezeichnet werden. Dieselben können stimmlos und stimmhaft gebildet sein. Nach der Artikulationsstelle sind diese: Bilabial (stimmhaftes w, stimmloses f, doch ist bilabiales f sehr selten), labio-

dental (stimmlos *f* und stimmhaft *v*), interdental (englisch *th*, stimmlos meist durch *θ* oder *þ*, stimmhaft mit *ð* bezeichnet), interdental, postdentales und alveolares *s* (stimmlos mit *s*, stimmhaft mit *z* bezeichnet, letzteres z. B. in *Rose*), dentaler, alveolarer und cerebraler Zischlaut (durch *š*, *ž* bezeichnet, ersteres im Deutschen *sch*, letzteres z. B. in *Journal*), ferner palatal (*j*, stimmlos in *ich*, stimmhaft in *jeder*), guttural (stimmlos in *ach*, stimmhaft in *Bogen* in mitteldeutscher Aussprache, meist bezeichnet durch *χ* und *γ*), schließlich velar (das tiefe *ch* der Schweizer Sprache).

4. Die *Liquidae*. An die Reibungsgeräusche schließen sich die *L-Laute*. Sie haben das mit ihnen gemein, daß sie auch durch Herstellung einer Enge im Mundkanal gebildet werden, aber sie unterscheiden sich dadurch von ihnen, daß die Enge nicht in der Mittelebene des Mundkanals liegt, sondern zu beiden Seiten zwischen dem Zungenrande und den Backenzähnen, so daß die durch sie ausströmende Luft an der Innenseite der Backen entlang und so zum Munde hinaus streicht. Man kann bei *l* gutturale (dunkle) und palatale (hellere) Artikulation unterscheiden. Wenn der Luft der Weg durch die Nase verschlossen und im Verlauf oder am Ende des Mundkanals irgend ein Teil so gestellt ist, daß er durch den Luftstrom in Vibration versetzt wird und dadurch ein Geräusch entsteht, sind dies die *R-Laute* oder die *Zitterlaute*. Man unterscheidet das gerollte Zungen-R (alveolare Artikulation), Lippen-R (z. B. bei *Brü!*) und das uvulare oder gutturale R (durch Rollen des Zäpfchens gebildet).

5. Die *Nasale*. Der Weg durch den Mundkanal ist der Luft versperrt, aber der durch die Nase steht ihr offen. Dies sind die *Laute*, die man als *Nasales* zu bezeichnen pflegt. Sie haben mit den *Vokalen* gemein, daß sie nicht wie die *Spiranten* und *Verschlußlaute* ein vom Stimmtone unabhängiges eigenes Geräusch haben, sondern nur auf Resonanz beruhen, unterscheiden sich aber dadurch von den *Vokalen*, daß bei ihnen der Weg durch den Mundkanal verschlossen ist. Der *Nasallaut* ist labial (*m*), dental und alveolar (*n*), cerebral (*ɲ*), palatal (meist durch *ñ* bezeichnet, im Deutschen *ng* z. B. *eng*, im Lateinischen *gn*, z. B. *magnus*, im Griechischen *γγ*, z. B. *ἔγγυς*), guttural und velar (z. B. in *Unke*, meist durch *ŋ* bezeichnet).

6. Die *Verschlußlaute* können stimmhaft und stimmlos, d. h. als *Mediae* und als *Tenues*, stimmlos wiederum als *Lenes*

und als Fortes gebildet werden. Nach der Artikulationsstelle sind die Verschlusslaute: labial (stimmhaft b, stimmlos p), dental (d und t, diese können wiederum postdental, alveolar oder cerebral sein, als letztere durch \bar{d} und \bar{t} bezeichnet), palatal (\bar{g} und \bar{k} , lat. c, z. B. in *gib*, *Kind*, *Kegel*), guttural (g und k, z. B. in *Gunst* und *Kunst*), schließlich velar (hebr. פ (koph), lat. q, griech. ϕ , im Deutschen nur in den Kehllauten des schweizer k).

7. Doppellaute sind außer den unter 2 behandelten Diphthongen die Aspiratae und die Affricatae. Unter einer Aspirata versteht man die Verbindung einer Tenuis oder Media mit unmittelbar folgendem Hauchlaut h (bh, dh, gh, ph, th, kh). Eine Affricata ist die Verbindung eines Verschlusslautes mit dem Spiranten von gleicher Artikulation, wie z. B. pf (*Pferd*), k χ (*Βάρχος*), dz (griech. ζ , z. B. $\acute{\alpha}\iota\zeta\alpha$), ts (*Katze*), tš (*klatschen*) usw.

§ 4. Das Wort.

a) Bestandteile des Wortes.

Das Wort wird erst durch Analyse aus dem Satzganzen isoliert. Man kann es als die kleinste Einheit des Satzes mit selbständiger Bedeutung definieren. Vielfach zerlegt man das Wort in Wurzel, Stamm und Endungen (z. B. am-av-isti, civ-i-tat-em), doch gilt dieser Unterschied nur für die flektierenden Sprachen; die Wurzel ist in ihnen auch nur eine Abstraktion und hat keine selbständige Stellung. Als Wurzel kann man also nur das Grundelement des Wortes, das vielen Wörtern ein- und derselben oder mehrerer verwandter Sprachen gemeinsam ist, bezeichnen. Man wird demnach bei den Worten die Grundelemente und die Beziehungselemente unterscheiden; erstere enthalten den Inhalt der Wortvorstellung, letztere die Beziehung zum Satzganzen, d. h. das Verhältnis zu den andern Satzgliedern.

b) Wortbildung.

Die früheste Wortbildung ist vorgeschichtlich; in ihr haben jedenfalls die Naturlaute und die Lautnachahmungen eine Rolle gespielt. Von dieser frühesten Sprachperiode des Menschengeschlechtes abgesehen, besitzen wir in allen Sprachen drei Gruppen von Worten: 1. Worte, die nicht weiter in Einzelbestandteile von besonderem Bedeutungs- oder Beziehungsinhalt zu zerlegen sind; 2. zusammengesetzte Wortgebilde; 3. Lehnworte. Zu der ersten Gruppe gehören in den indogermanischen Sprachen

die sogenannten Wurzelworte (*γαῦς, ποῦς, res, mos, rex* usw.; die Verben *εἶμι, εἶμι, φημί, est, fui* usw.) Die in den flektierenden Sprachen die Mehrzahl aller Worte ausmachenden zusammengesetzten Worte können auf sechs Arten gebildet werden:

I. Durch Doppelung, und zwar 1. durch Wurzelwiederholung z. B. *quisquis, mamma, turtur, Marmar, murmur, tintinnare, ululare, γαργαίρω, μαυμάω*, franz. *bonbon*, deutsch *Papa, Mama, Wauwau*.

2. Durch Lautwiederholung (Reduplikation), z. B. *τίθημι, δίδωμι, πίπτω*, lat. *sisto, gigno, cacare*, besonders dann verwendet für die Perfektbildung z. B. *λέλυκα*, *momordi*, seltener beim Nomen, z. B. *Mamers, cucullus, cucurbita, cucumis*.

3. Wort- und Lautwiederholung mit Wurzelvariation, z. B. *marmor, πορρῶρω*, deutsch *Zickzack, Krimskrams, Tiktak*.

II. Durch Wortzusammensetzung; dieselbe zeigt drei Grade der Verschmelzung: 1. Juxtaposition, bei welcher zwei Satztheile unter einen Akzent zusammengerückt werden, z. B. *Διόσκουροι, Ἑλλησποντος, respublica, senatusconsultum, quamobrem, quisnam, quisque*, deutsch: *deswegen, daher*.

2. Komposition, Zusammensetzung mit partieller Verschmelzung, die meist unter geringer lautlicher Veränderung vor sich geht, z. B. *Φίλιππος, οἰκονόμος, magnanimus, libripens, consilium, intelligo, accipio, Vaterhaus, Junker (aus Jung—Herr)*.

3. Verschmelzung zu völliger Einheit. Dieser Stufe entsprechen die meisten Worte der indogermanischen Sprachen. Der eine Bestandteil wird nicht mehr als selbständig gefühlt z. B. *civitas, virtus, λόγος, γένος, senatus, currus*, ebenso auch *τιμῶν, φιλέω, de-leo, fin-io* usw. Die Entstehung dieser Zusammensetzung zeigen die deutschen Beispiele, wie *Schönheit, Leichnam, Gefahr, Begriff* usw.

Die Wortentlehnungen zeigen zwei Stufen, entweder Herübernahme aus der fremden Sprache (Dialekt) in der ursprünglichen Lautform d. h. als Fremdwort oder Angleichung an den eigenen Lautbestand (Lehnwort).

Diese acht Hauptformen von Wortbildung und Wortentlehnung aus vorliegenden Grundworten (oder Wurzeln) werden fortwährend ergänzt und modifiziert: 1. durch die Wirkung des Lautwandels, der alle Formen und Worte andauernd verändert, 2. durch Wirkung der Analogie, welche die Suffixe verändert und ihre Bedeutungen verschiebt.

c) Wortarten (Redeteile).

Die Worte einer Sprache können entweder nach ihrer Bedeutung oder nach ihrer Form in Klassen eingeteilt werden.

I. Nach ihrer Bedeutung fallen alle Worte unter sechs Hauptarten:

1. Ausrufsworte (Interjektionen).
2. Hinweisende Worte (Demonstrativa, Interrogativa, Indefinita, hinweisende oder hervorhebende Partikeln).
3. Gegenstandsbegriffe. a) Nomen proprium, b) Nomen appellativum, c) Pronomen personale.
4. Eigenschaftsbegriffe. a) Vom Gegenstandsbegriff: Adjektivum, b) vom Zustandsbegriff: Adverbium. Hierhin gehört auch c) das Zahlwort, das ursprünglich attributiv gestellt wird.
5. Zustandsbegriffe (d. h. Ausdruck von Handlungen, Vorgängen und Zuständen) oder Verba.
6. Beziehungsbegriffe. a) Konjunktionen, b) Präpositionen.

II. Nach der Form, d. h. nach der Wortbildung und der Wortflexion kann man in den flektierenden Sprachen die Worte in vier Klassen einteilen: 1. Naturlaute (echte Interjektionen), 2. Nomina, 3. Verba, 4. Partikeln.

d) Die Wortformen.

In denjenigen Sprachen, welche überhaupt die Bildung von besonderen Formveränderungen des Wortes (Flexionen) zulassen, können vier Arten von Formelementen unterschieden werden, die alle vier auch in den indogermanischen Sprachen vorkommen:

1. Lautliche Änderung des Wortes (Wurzel) selbst. Hierhin gehört in den indogermanischen Sprachen der Ablaut. So unterscheidet sich *λείπω* von *λίπω*, *ἔπειθον* von *ἔπιθον*, *γένος* von *γόνος*, *lēgit* von *lēgit*, *cāpit* von *cēpit*, *foedus* und *fidus*, im Deutschen *gebe* und *gab*, *binde* und *band*. Auch den deutschen Umlaut kann man dazu rechnen; *Mann* — *Männer*, *Raum* — *Räume*, ähnlich *κτείνω* *κτενῶ*, *σπείρω* *σπερῶ*.

2. Die Präfixe. Hierhin gehört im Lateinischen und Griechischen die Reduplikation, im Griechischen das Augment, im Deutschen z. B. *geben*, *gegeben*, *schreiben*, *beschreiben* usw.

3. Die Suffixe. Sie sind in den flektierenden und agglutinierenden Sprachen das wichtigste Formelement und das hauptsächlichste Ausdrucksmittel: *τιμάω*, *τιμήσω*, *τετίμηκα*, *amabam*, *amavi*, *amabo*, *patris*, *patri*, *patrem*.

4. Die Infixe z. B. *τύχη* und *τυγχάνω*, *ἔλαβον* und *λαμβάνω*, *fidi* und *findo*, *fudi* und *fundo* usw.

e) Die Bedeutung der Wortformen.

Alle Wortformen dienen entweder zur Unterscheidung der Wortart und der Wortbedeutung (z. B. Unterscheidung von Nomen und Verbum, von Nomen und Pronomen, der Geschlechter beim Nomen, der Steigerungsgrade beim Adjektivum, der Aktionsarten beim Verbum usw.) oder sie dienen zum Ausdruck der Beziehungen im Satze. Einen Teil dieser Bedeutungen und der Satzbeziehungen drücken auch die flektierenden Sprachen nicht durch Wortformen, sondern durch eigene Worte aus (Beziehungsworte); in verstärktem Maße müssen dies die agglutinierenden und isolierenden Sprachen tun. Die Wortformen bzw. Beziehungsworte bezeichnen:

I. Beim Nomen und Pronomen:

1. Die Kasus, diese sind:

α) Kasus von rein grammatischem Verhältnis und zwar Subjektskasus (Nominativ), Objektskasus (Akkusativ), Kasus des entfernteren Objekts (Dativ) und adnominaler Kasus (Genetiv); diese vier Kasus sind in allen Sprachen vorhanden.

β) Die Kasus der örtlichen und modalen Verhältnisse, die meist lokalistischen Ursprungs sind. Die indogermanischen Sprachen besaßen so den Ablativus, den Instrumentalis und den Lokalis; andere Sprachen besitzen Kasus, die ein auf, nach, hinter, wegen und wohin bezeichnen usw.

2. Numerus (es kommen Singular, Dual, Trial und Plural vor).

3. Artunterscheidung; hierzu gehört auch der Ausdruck von zwei oder drei Geschlechtern.

4. Beim Eigenschaftswort der Steigerungsgrad (in vier Graden: Positiv, Elativ, Komparativ, Superlativ).

II. Beim Verbum:

1. Bezeichnung der handelnden Person.

2. Bezeichnung des Numerus (Singular, Dual, Plural).

3. Bestimmung des objektiven Inhalts des Verbalbegriffs (genus verbi) z. B. Aktivum, Reflexivum (das griechische Medium), Passivum; hierzu gehört aber auch Frequentativum, Inchoativum,

Durativum, Desiderativum, Iterativum, Kausativum, Ingressivum. Auch die indogermanischen Sprachen drücken einen Teil dieser verbalen Genera durch besondere Wortformen aus. So steht z. B. im Lateinischen neben dico und dicor ein dicto, dictito, dicturio, neben floreo ein floresco und andere genera verbi können durch besondere Umschreibungen (Beziehungsworte) ausgedrückt werden.

4. Bezeichnung der subjektiven Beziehung des Verbalbegriffs (Modi). Neben dem Indikativus, Optativus, Konjunktivus und Imperativus kann es so einen Potentialis, Dubitativus, Kohortativus, Interrogativus, Negativus usw. geben.

5. Ausdruck der Zeitstufe (Tempus). Neben den drei absoluten Zeitbestimmungen für die Gegenwart (Präsens), Vergangenheit (Präteritum) und Zukunft (Futurum) können entsprechend neun relative oder bezogene Tempora gebildet werden. Die Handlung ist in der Gegenwart entweder vorliegend und andauernd (lego) oder gewesen d. h. vollendet (legi) oder bevorstehend (lecturus sum); sie war fernerhin in der Vergangenheit dauernd und gegenwärtig (legebam) oder gewesen (legeram) oder bevorstehend (lecturus eram); sie wird schließlich in der Zukunft gegenwärtig sein (legam) oder gewesen sein (legero) oder als bevorstehend gelten (lecturus ero). Die drei absoluten Zeitstufen (Präsens, Präteritum und Futurum) können fernerhin mit Modifikationen des objektiven Inhalts des Verbalbegriffs verbunden werden. Hierzu gehören z. B. die drei sogenannten Aktionsarten der dauernden, der eintretenden und der vollendeten Handlung. Dieses ergibt weitere Kombinationen der Tempora.

1. Die älteste und beste Definition des Wortes findet sich bei Dionysios Thrax Kap. 12: *Λέξις ἐστὶ μέρος τοῦ κατὰ σύνταξιν λόγου ἐλάχιστον*. Es ist hierbei aber zu bemerken einmal, daß man in vielen Sprachen einen scharfen Unterschied zwischen Wort und Satz nicht machen kann (z. B. in den einverleibenden Sprachen) und sodann, daß streng genommen der kleinste Satzteil von eigener Bedeutung die Wortendung bez. ein entsprechendes Beziehungswort ist.

2. Aristoteles teilte die Worte in die drei Klassen des *ὄνομα*, *ῥῆμα* und *σύνδεσμος*, d. h. des Nomen, Verbum und der Partikel. Die Stoiker fügten hierzu *ἄρθρον* (Artikel und Pronomen) und später die *μεσότης* (Adverbium) hinzu. Dionysios Thrax sagt Kap. 13: *Τοῦ δὲ λόγου μέρη ὀκτώ· ὄνομα, ῥῆμα, μετοχή, ἄρθρον, ἀντωνυμία, πρόθεσις, ἐπιρῥήμα καὶ σύνδεσμος*. Diese acht Redeteile hat die römische Grammatik übernommen, indem sie nur den Articulatus, den es im Lateinischen nicht gab, fortließ, und dafür die Interjektion einsetzte. Die Rede-

teile der Römer waren also: Nomen, Verbum, Participium, Pronomen, Praepositio, Adverbium, Coniunctio, Interjectio. In der Neuzeit unterschied man im Nomen wiederum zwischen Substantivum, Adiectivum und Numerale und ließ dafür das Participium als selbständigen Redeteil fallen. So entstanden die neun Redeteile unserer Schulgrammatik.

§ 5. Der Satz.

a) Begriff des Satzes.

Nach sprachwissenschaftlicher Definition versteht man unter Satz einen abgeschlossenen, gegliederten und willkürlichen sprachlichen Ausdruck einer Gesamtvorstellung. Wir nennen denselben abgeschlossen, weil der Satz immer ein Ganzes, Unteilbares, im Bewußtsein Zusammenhängendes ausmacht, gegliedert, weil durch den Satz eine Gesamtvorstellung, wenn sie aus einzelnen Vorstellungen besteht, zerlegt und diese in die gehörigen Beziehungen untereinander gesetzt werden, willkürlich, weil dies den Unterschied des Satzes von einer Reihe von Schreilauten ausmacht. Das Verhältnis des Satzes zum Wort läßt sich erst durch Analyse der einzelnen Sprachen finden, so empfinden wir amavi als ein Wort, das entsprechende j'ai aimé nur im Schriftbild als drei Worte, während es in der Aussprache als ein oder zwei Worte erscheint.

b) Ausdrucksmittel des Satzbaues.

Die Gliederung eines Satzes besteht darin, daß die in dem Satze bestehenden Beziehungen der Einzelvorstellungen untereinander und zur Gesamtvorstellung zum Ausdruck gebracht werden. Es gibt acht Ausdrucksmittel dieser Satzbeziehungen, von denen wir vier als die der inneren Satzform, als rein syntaktische, und vier als Mittel der äußeren Form bezeichnen können.

I. Mittel der inneren Satzform:

1. Akzent (Tondauer, Tonstärke, Tonhöhe). Während die isolierenden Sprachen auch die Unterschiede der Redeteile durch Verschiedenheiten des Akzents ausdrücken können, unterscheiden die indogermanischen Sprachen durch den Akzent fast nur die Satzarten (Aussage, Frage, Ausruf usw.); vergl. z. B. die Betonung der Worte quem dilexi, wenn dieselben im Relativsatz stehen (ille, quem dilexi), oder Fragesatz sind (quem dilexi?), oder einen Ausruf darstellen (quem dilexi! im Sinne von: welches Scheusal habe ich geliebt).

2. Wortstellung. Je weniger eine Sprache durch äußere Ausdrucksmittel das Verhältnis der Satzglieder ausdrücken kann, desto mehr geschieht dies durch eine feste Wortstellung; regelmäßig ist dies in den isolierenden Sprachen, tritt aber auch in den indogermanischen Sprachen bei ihren modernen Ausläufern, welche die Flexionsendungen abgeworfen haben, auf. So sind z. B. in dem deutschen Satz: „Vater gibt Hans Brot“ die Kasus der drei Substantiva nicht bezeichnet, doch wird Vater als Nominativ, Hans als entfernteres Objekt (Dativ) und Brot als direktes Objekt (Akkusativ) allein durch die Wortstellung ausgedrückt.

3. Beziehungsworte von selbständigem Begriffsinhalt. Diese sind auch in den indogermanischen Sprachen zum Ersatz verlorener Flexionsformen eingetreten, z. B. *amatus sum*, *amatus essem*, *amaturus sum*, *j'ai aimé*, ich habe gelesen, ich werde lesen, *i shall do* usw.

4. Unselbständige Beziehungsworte (Partikeln, z. B. Präpositionen und Adverbien), so *exeo ex urbe*, *profiscor in Africam* (vgl. *Romam prof.*), *cum sapientia* (vgl. *magna sapientia*). In den neueren Sprachen ersetzen diese Partikeln auch den Ausdruck der rein grammatischen Kasus, z. B. *du père*, *au père*, *of the man*, *to the man*.

II. Mittel der äußeren Satzform (Flexion); diese bestehen 1. in Wurzelveränderung, 2. Präfix, 3. Suffix, 4. Infix (siehe oben Seite 355).

c) Satzformen.

1. Der eingliedrige Satz:

α) Als Äußerungen bezeichnet man die aus einem kurzen Gliede bestehenden Ausrufe (Interjektionen, Vokative, nominale Kasus, Pronomina und Adverbia), z. B. *vae victis!* *o tempora, o mores!* *quid? cur?* (als Fragen) *falso!* *nec immerito!* (als Ausrufe) *sic! ita!* (Ja!) *non! minime!* (nein). Deutsche Beispiele sind: Feuer! Aufgesessen! Geladen! (als Kommando) Dummkopf! mein Essen! (als Ausruf oder Befehl usw.)

β) Der attributive Satz, der ohne Verb oder Prädikatsnomen an einen Gegenstandsbegriff die anderen Satzglieder als Attribute anreihet; er ist besonders in primitiven Sprachen häufig, kommt aber auch in den indogermanischen

Sprachen vor, z. B. Plautus: „Ultero istum a me!“ „Quid istuc ad me?“ Cicero: „O fortunatam natam me consule Roman“, lat. Sprichwort: „Nihil invita Minerva“. Deutsche Beispiele sind: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!“ (Telegramm Kaiser Wilhelms), „Endlich, endlich, nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden Ein Augenblick der Rache, des Triumphes“ (Schiller, Maria Stuart, Akt III).

2. Der prädikative Satz ist die Hauptform des Satzes in den meisten Sprachen. Derselbe hat zwei notwendige und obligatorische Glieder, das Subjekt (Gegenstand der Aussage) und das Prädikat (Inhalt der Aussage). Als Prädikat treten meist Verbalformen ein, oft auch Prädikatsnomina (summa ius summa iniuria) oder Prädikatsnomen und Kopula (Caesar magnus est). Als nicht obligatorische Satzglieder können hinzutreten 1. das nähere und 2. das entferntere Objekt (pater dat panem filio), 3. adverbiale Bestimmungen, die attributiv zum Verbum treten, 4. Attribute und Appositionen zum Subjekt oder zum Objekt. Als lose verbundene Satzglieder sind Anruf (quousque abutere, Catilina, patientia nostra?), Ausruf und Satzapposition zu verstehen (Tacitus: omnesque conquiri et interfici iussit, munimentum ad praesens, in posterum ultionem).

d) Satzarten.

Man unterscheidet vier Satzarten: 1. Aussagesätze (pater filio panem dedit), 2. Fragesätze, und zwar α) Zweifelsfragen (deditne pater filio panem?), β) Tatsachenfragen (quid dedit pater filio?), 3. Gefühls- und Wunschsätze (utinam det pater filio panem), 4. Befehlssätze (da filio panem!).

e) Satzverbindung.

Die Verknüpfung mehrerer Sätze kann in drei Formen geschehen: 1. durch Anreihung (Koordination) und zwar α) durch einfache Parataxis (veni, vidi, vici), β) durch Verbindung mittelst hinweisender Partikeln (veni, tum vici), γ) durch Verknüpfung mit koordinierenden Konjunktionen (veni et vici, veni, sed vidi usw.).

2. Durch Unterordnung (Subordination). Diese kann geschehen: α) durch einfache Parataxis (volo haec facias), β) durch Pronomina (quaero, quid hoc sit), γ) durch Konjunktionen (volo

ut facias; cum velles, feci). Nach dem Verhältnis, in welchem Hauptsatz und Nebensatz zu einander stehen, unterscheidet man sechs Arten von Nebensätzen: 1. Gegenstandssätze, 2. Attributivsätze (Relativsätze), 3. Fragesätze, 4. Temporalsätze, 5. Modalsätze (hierzu gehören die Sätze von kausalem, adversativem, konditionalem, konzessivem, konsekutivem Verhältnis und die Vergleichungssätze), 6. Finalsätze.

3. Durch Einordnung, indem der Nebensatz als adverbiale Bestimmung in den Hauptsatz hineinbezogen wird und einen nominalen Ausdruck findet. Hierzu dienen teils die Partizipialkonstruktionen, wie z. B. im Lateinischen der Ablativus absolutus und das Gerundivum, teils (bes. in den neueren Sprachen) die Verbalnomina. Beispiele: ein Temporalsatz und ein Finalsatz können folgendermaßen eingeordnet werden: praesidiis dispositis Cicero in carcerem venit ad Lentulum interficiendum oder deutsch: nach Verteilung der Wachen kam Cicero zur Hinrichtung des Lentulus ins Gefängnis.

1. Die antike Satzdefinition überliefert uns Dionysios Thrax, Kap. 13: *Λόγος δέ ἐστι πᾶσις τε καὶ ἐμμέτρον λέξεως σύνθεσις, διάνοιαν αὐτοτελήν δηλοῦσα.*

2. Die logische Auffassung der Grammatik und des Satzes, wie sie durch G. Hermann (De emendanda ratione Graecae grammaticae, Leipzig 1801) und K.F. Becker (Ausführliche deutsche Grammatik, Frankfurt 1836-39) vertreten wurde, sah in dem Satze die Darstellung eines Gedankens durch Worte; sie verglich den Satz also mit dem logischen Urteil und dessen Teilen. Andere neuere Definitionen des Satzes stammen von Meyer-Lübke (Grammatik der rom. Sprachen, Band III, Seite 307: Der Satz ist ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern, die in der gesprochenen Sprache als Ganzes erscheinen, oder die sich als eine Mitteilung eines Sprechenden an einen andern darstellen), von Hermann Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte, Seite 111: Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen.) und von Delbrück (Syntax I, S. 75: Ein Satz ist eine in artikulierter Rede erfolgende Äußerung, welche dem Sprechenden und Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint.).

3. Wundt, Bd. II, Seite 240: Hiernach können wir den Satz nach seinen objektiven wie subjektiven Merkmalen definieren als den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile. Dazu ist noch ausdrücklich zu bemerken, daß das Wort zwar stets aus dem Prozeß dieser Gliederung entsteht, daß es aber in Anbetracht der verschiedenen Ausbildung, welche die Wort-

sonderung in der Sprache zeigt, noch mehrere in logische Beziehungen gesetzte Bestandteile in sich enthalten kann. In diesem Fall, der in den meisten Sprachen die Regel bildet, setzt sich demnach der Prozeß von dem Ganzen des Satzes in dessen einzelne Wortbestandteile hinein fort: auch das Wort ist dann noch einmal ein dem Satze untergeordnetes gegliedertes Ganzes. Hieraus ergibt sich zugleich, daß in gewissen Grenzfällen Wort und Satz zusammenfallen können.'

§ 6. Der Ursprung der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache ist diejenige gewesen, welche in der Sprachphilosophie der früheren Zeit am lebhaftesten verhandelt worden ist. Für die historische Sprachwissenschaft ist sie allerdings eine prähistorische und gewissermaßen transzendente Frage. Eine sichere Antwort läßt sich daher auch nicht geben. Es sind bisher sechs Theorien über den Ursprung der Sprache aufgestellt worden.

Bereits die älteren griechischen Philosophen haben die Beantwortung dieser Frage versucht; es haben sich dabei zwei einander entgegenstehende Ansichten herausgebildet, welche durch die beiden Stichworte *θέσει* und *φύσει* gekennzeichnet sind.

1. Nach der einen Ansicht, als deren Vertreter Demokritos gilt, ist die Sprache von den ersten Menschen nach willkürlichem Übereinkommen (*θέσει*, wofür bei Platon: *ξυνθήκη, ὁμολογία*) gebildet worden: Worte sind willkürlich vereinbarte Zeichen der Gedanken. Diese Annahme, die wir als die Erfindungstheorie bezeichnen können, ist besonders im Zeitalter des Rationalismus verbreitet gewesen.

2. Nach der andern Ansicht, zu welcher sich namentlich Heraklit und Epikur bekannten, ist die Sprache von Natur (*φύσει*), durch Naturnotwendigkeit, d. h. durch den natürlichen Zusammenhang des Lautes mit dem durch denselben bezeichneten Gegenstande, des Wortes mit der Sache entstanden. Worte sind Naturlaute. Dieser Theorie scheint Platon selbst gehuldigt zu haben, sie zeigt sich noch im Zeitalter der Romantik z. B. bei Jakob Grimm.

3. In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat eine dritte Ansicht über den Ursprung der Sprache, die sogenannte Offenbarungs-Theorie, sich geltend gemacht, nach welcher die Sprache nicht von den Menschen erfunden, sondern ihnen von Gott eingegeben, geoffenbart worden ist. (Vgl. Joh. Pet. Süßmilch, Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren

Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe, Berlin 1766). Selbst Rousseau erklärt sich (in der Schrift: *Sur l'inégalité parmi les hommes*) von der Unmöglichkeit überzeugt, daß die Sprachen jemals durch bloß menschliche Kräfte hätten entstehen können; ohne den Gebrauch der Sprache habe man nie eine Sprache einführen können.

4. Herder hat das nicht gering anzuschlagende Verdienst, den zu seiner Zeit über den Ursprung der Sprache allgemein verbreiteten irrigen Ansichten, namentlich auch der Offenbarungstheorie, mit zutreffenden Gründen entgegengetreten zu sein. Seine eigne Grundansicht konzentriert sich in dem Gedanken: 'die Sprache gebar sich mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte'; die Fortbildung der Sprache ist dem Menschen so natürlich als seine Natur selbst. Speziell ist Herder der Vertreter der sogenannten Schallnachahmungstheorie, die davon ausging, daß die ersten Worte Nachahmungen der Laute der die Menschen umgebenden Umwelt, also onomatopoetische Nachbildungen waren. Erweitert wurde diese Theorie durch W. von Humboldt, der neben die Nachahmung tönender Gegenstände die symbolisch-nachahmende Bezeichnung stellte.

5. Die Naturlauttheorie ist in Anlehnung an Epikur und Lucrez von Rousseau (*Essai sur l'origine des langues*, 1782) begründet und im 19. Jahrhundert von Geiger u. a. vertreten worden. Sie geht von den Gefühlslauten des Menschen (Interjektionen) aus; aus ihnen soll sich unter Mitwirkung der Gebärden die Sprache entwickelt haben, indem bestimmte Gegenstände oder Vorgänge meist zufällig mit solchen Lauten assoziiert und sodann durch sie benannt wurden.

6. Die moderne Psychologie (Steinthal, Wundt) vertritt die Entwicklungstheorie. Nach ihr ist die menschliche Sprache weder eine göttliche Offenbarung noch eine menschliche Erfindung, sondern organisch mit der menschlichen Entwicklung entstanden. Die Sprache als eine der Ausdrucksbewegungen entwickelt sich wie diese (z. B. wie die Gebärden) im Zusammenhange mit der gesamten geistigen Entwicklung des Menschen. Demnach muß der Ursprung der Sprache des Menschen und ihrer Entwicklung nach denselben Gesetzen erfolgt sein, unter welchen heute noch Fortentwicklung und Neuschöpfung (z. B. von Worten) in den historischen und den lebenden Sprachen vor sich gehen.

Eine Erklärung des Ursprungs der Sprache aus einem einheitlichen Prinzipie wird daher heute unmöglich sein. Auch die Schallnachahmungs- und Naturlautstheorie (wenn wir von der Erfindungs- und Offenbarungstheorie und von der Annahme eines geheimnisvollen inneren Verhältnisses von Gegenstand und Wort ganz absehen wollen), können nur einzelne Worte, nicht alle sprachlichen Gebilde erklären. Als die ursprünglichsten Wortarten erscheinen die Naturlaute und die hinweisenden Worte, die unmittelbar aus jenen entstanden sein können und in vielen primitiven Sprachen dies auch sind, demnächst die Gegenstandsworte; von diesen kann ein beträchtlicher Teil aus Lautnachahmungen und Lautmetaphern entstanden sein (eine Lautmetapher nimmt man an, wenn die Beziehung des Lautes zur Bedeutung darin besteht „daß der Gefühlston des Lautes dem an die bezeichnete Vorstellung gebundenen Gefühle verwandt ist“, Wundt, Bd. I, Seite 326). Die Zustands- (Tätigkeits-) und Eigenschaftsworte sowie die Mehrzahl der Partikeln (Beziehungsbegriffe) sind erst sekundär aus dem Gegenstandswort entstanden. Fernerhin wird als die primitivste Satzform der eingliedrige Satz, die aus einem Worte bestehende Äußerung und sodann der attributiv gebaute Satz anzusehen sein.

1. Über die Stellung der älteren griechischen Philosophen zur Frage über den Ursprung der Sprache vgl. L. Lersch, Sprachphilosophie der Alten (3 Bde., Bonn 1838—1841) und Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft (Berlin 1863, 2. Aufl. 1890—91). — Über Platons *Kratylos* handelt eine sehr lehrreiche Abhandlung von Th. Benfey, Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs *Kratylos*, in den Abhandlungen der Königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, 12. Bd., S. 189—330.

2. Die beiden älteren Ansichten vom Ursprung der Sprache (Erfindung oder naturnotwendiger Zusammenhang, *θέσει* oder *φύσει*) werden bei Platon zu Anfange seines Dialogs *Kratylos* (p. 383A) von Hermogenes folgendermaßen dargestellt: *Κρατύλος φησὶν ὅδε, ὦ Σώκρατες, ὀνόματος ὀρθότητι εἶναι ἐκάστῳ τῶν ὄντων φύσει πεφικνίαν, καὶ οὐ τοῦτο εἶναι ὄνομα, ὃ ἂν τινες ξυνηθέμενοι καλεῖν καλώσι, τῆς αὐτῶν φωνῆς μόριον ἐπιφθεγγόμενοι, ἀλλὰ ὀρθότητά τινα τῶν ὀνομάτων πεφικνίαν καὶ Ἑλλησι καὶ βαρβάροις τὴν αὐτὴν ἅπασιν . . .* (p. 384D) *Καὶ μὴν ἔγωγε, ὦ Σώκρατες, πολλάκις δὴ καὶ τοῦτω διαλεχθεὶς καὶ ἄλλοις πολλοῖς, οὐ δύναμαι πεισθῆναι, ὡς ἄλλη τις ὀρθότης ὀνόματος ἢ ξυνηθήκη καὶ ὁμολογία· ἐμοὶ γὰρ δοκεῖ, ὃ τι ἂν τις τῷ θῆται ὄνομα, τοῦτο εἶναι τὸ ὀρθόν· καὶ ἂν αὐθίς γε ἕτερον μεταθῆται, ἐκεῖνο δὲ μηκέτι καλῆ, οὐδὲν ἦττον τὸ ἕτερον ὀρθῶς ἔχειν τοῦ προτέρου, ὥσπερ, εἰ τοῖς οἰκέταις ἡμεῖς μετατιθέμεθα, οὐδὲν ἦττον τοῦτ' εἶναι ὀρθόν τὸ μετατεθὲν τοῦ προτέρου κειμένου. οὐ γὰρ φύσει ἐκάστῳ*

πεφυκέναι ὄνομα οὐδὲν οὐδενί, ἀλλὰ νόμος καὶ ἔθει τῶν μεθιστάντων τε καὶ καλούντων.

Platon selbst läßt im Kratylos den Sokrates eine Art Buchstaben-Symbolik entwerfen, wonach das ρ Ausdruck für jede Bewegung (des Strömens, Zitterns, Schüttelns, Reibens, Brechens, Drehens usw.) ist; ι dagegen alles Feine, Dünne bezeichnet; φ, ψ, σ, ζ, 'weil sie mit starkem Hauche gesprochen würden', alles Frostige, Zischende, Erschütternde ausdrücken; λ, 'weil dabei die Zunge am meisten gleite', alles Glatte, Ölige, Leimige usw. Seine Worte lauten (Kratyl. p. 426, C): *Πρῶτον μὲν τοίνυν τὸ ρῶ ἔμοιγε φαίνεται ὡς περ ὄργανον εἶναι πάσης τῆς κινήσεως . . . τὸ δ' οὖν ἦν τὸ στοιχεῖον, ὡς περ λέγω, καλὸν ἔδοξεν ὄργανον εἶναι τῆς κινήσεως τῷ τὰ ὀνόματα τιθεμένῳ πρὸς τὸ ἀφομοιοῦν τῇ φορᾷ: πολλοῦ γοῦν χρῆται αὐτῷ εἰς αὐτὴν πρῶτον μὲν ἐν αὐτῷ τῷ ἔειν καὶ ῥοῆ, διὰ τοῦτον τοῦ γράμματος τὴν φορὰν μιμεῖται, εἶτα ἐν τῷ τρύμφ, εἶτα ἐν τῷ τρέχειν, ἔτι δὲ ἐν τοῖς τοιοῖσδε ῥήμασι, οἷον κρούειν, θραύειν, ἐρείκειν, θρύπτειν, κερματίζειν, ὄμβρειν· πάντα ταῦτα τὸ πολὺ ἀπεικάζει διὰ τοῦ ῥῶ ἕωρα γὰρ, οἶμαι, τὴν γλῶτταν ἐν τούτῳ ἥμιστα μένουσαν, μάλιστα δὲ σειομένην διὸ φαίνεται μοι τούτῳ πρὸς ταῦτα κατακεχρησθαι. τῷ δ' αὖ ἰῶτα πρὸς τὰ λεπτά πάντα, ἃ δὴ μάλιστα διὰ πάντων ἴοι ἄν. διὰ ταῦτα τὸ ἰέναι καὶ τὸ ἰεσθαι διὰ τοῦ ἰῶτα ἀπομιμεῖται, ὡς περ γε διὰ τοῦ φῖ καὶ τοῦ ψῖ καὶ τοῦ σῖγμα καὶ τοῦ ζῖτα, ὅτι πνευματώδη τὰ γράμματα, πάντα τὰ τοιαῦτα μεμίμηται, αἰοῖς ὀνομάζων, οἷον τὸ ψυχρὸν καὶ τὸ ζέον καὶ τὸ σειεσθαι καὶ ὄλως σεισμόν. καὶ ὅταν πον τὸ φινσῶδες μιμῆται, πανταχοῦ ἐνταῦθα ὡς τὸ πολὺ τὰ τοιαῦτα γράμματα ἐπιφέρειν φαίνεται ὁ τὰ ὀνόματα τιθέμενος. τῆς δ' αὖ τοῦ δέλτα συμπίεσεως καὶ τοῦ ταῦ καὶ ἀπερείσεως τῆς γλώττης τὴν δύναμιν χρῆσιμον φαίνεται ἠγγασθαι πρὸς τὴν μίμησιν τοῦ δεσμοῦ καὶ τῆς στάσεως. ὅτι δὲ ὀλισθάνει μάλιστα ἐν τῷ λάβδα ἢ γλῶττα κατιδίων, ἀφομοιωὺν ὠνόμασε τὰ τε λεία καὶ αὐτὸ τὸ ὀλισθάνειν καὶ τὸ λιπαρὸν καὶ τὸ καλλῶδες καὶ τἄλλα πάντα τὰ τοιαῦτα. ἢ δὲ ὀλισθανούσης τῆς γλώττης ἀντιλαμβάνεται ἢ τοῦ γάμμα δύναμις, τὸ γλίσχρον ἀπειμιμήσατο καὶ γλυκὴ καὶ γλοιῶδες, τοῦ δ' αὖ νῦ τὸ εἶω αἰσθόμενος τῆς φωνῆς, τὸ ἔνδον καὶ τὰ ἐντὸς ὠνόμασεν, ὡς ἀφομοιωὺν τοῖς γράμμασι τὰ ἔργα. τὸ δ' αὖ ἄλφα τῷ μεγάλῳ ἀπέδωκε, καὶ τῷ μήκει τὸ ἦτα, ὅτι μεγάλα τὰ γράμματα. εἰς δὲ τὸ γογγύλον τοῦ οὔ δεόμενος σημεῖον, τοῦτο πλεῖστον αὐτῷ εἰς τὸ ὄνομα ἐνεκέρασεν. καὶ τἄλλα οὕτω φαίνεται προσβιάζειν καὶ κατὰ γράμματα καὶ κατὰ συλλαβὰς ἐκάστῳ τῶν ὄντων σημεῖόν τε καὶ ὄνομα ποιοῦν ὁ νομοθέτης, ἐκ δὲ τούτων τὰ λοιπὰ ἤδη αὐτοῖς τούτοις συντιθέναι ἀπομιμούμενος. αὕτη μοι φαίνεται, ὦ Ἐρμόγετες, βούλεσθαι εἶναι ἢ τῶν ὀνομάτων ὁρθότης, εἰ μὴ τι ἄλλο Κρατύλος ὕδα λέγει.*

Ähnlich meinte z. B. Jakob Grimm, der Laut k sei besonders fähig, das Wesen der Frage auszudrücken (vgl. quis, ionisch κῶς, κότερος), t habe die Bedeutung des Zeigens, Deutens, Erwiderns (τό, τοῦ usw., lateinisch tum, englisch the, deutsch der), der Laut s habe eine futurische und aoristische Kraft (vgl. δειξω, ἔδειξα) usw.

3. Herder (in d. ob. angef. Schrift) leitet die Entstehung der Wörter von der Schallnachahmung her. Er sagt: 'Der Mensch sieht z. B. ein

Lamm. Es geht als Bild sein Auge vorbei: ihm wie keinem andern Tiere. Sobald der Mensch in das Bedürfnis kommt, das Schaf kennen zu lernen, so stößt ihn kein Instinkt, so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal: das Schaf blöket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirkt. Das Blöken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt sich, sucht Merkmale — es blöket und nun erkennt sie's wieder. "Du bist das Blökende!" fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich, das ist, mit einem Merkmale erkannte und nannte. Mit einem Merkmale also; und was war dies anders als ein innerliches Merkwort? . . . Er erkannte das Schaf am Blöken: es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?

Ähnlich Wilhelm v. Humboldt (in d. ob. angeg. Schrift): 'Die äußeren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüts bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im einzelnen großenteils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnen, und noch viel öfter gar nicht erraten. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daß damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welcher ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte soweit nachgebildet wird, als artikulierte Laute unartikulierte wiederzugeben imstande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende: so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unartikulierte Töne trifft, so ist die Artikulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unartikulierten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Roheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinne wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstände gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche teils an sich, teils in Vergleichung mit andern, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen,

wie stehen, stättig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische li, schmelzen, auseinandergehen, den des zerfließenden; nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie Wehen, Wind, Wolke, Wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen u verhärtete w ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Bezeichnung eine große, vielleicht ausschließliche Herrschaft ausgeübt . . .

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen.'

4. Der entschiedenste Gegner dieser Schallnachahmungs-Theorie ist Max Müller, der dieselbe (Vorles. I. 307) nach ihren beiden Hauptrichtungen, der onomatopöetischen und interjektionalen (d. i. der Herleitung der Wörter entweder von den Lauten der Tiere und der Naturgegenstände oder von den unartikulierten Empfindungslauten des Menschen beim Wahrnehmen äußerer Gegenstände) 'die Bau-wau- und die Pah-pah-Theorie' nennt. 'Wir entgegen hierauf, daß allerdings in jeder Sprache durch bloße Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu finden sind, daß diese aber nur einen sehr kleinen Bruchteil des gesamten Wortschatzes repräsentieren. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und notwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schließlich gänzlich fehlschlagen' . . . 'Wir können die Möglichkeit nicht weglegen, daß eine Sprache nach dem Prinzip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten nur soviel, daß bis jetzt noch keine aufgefunden worden ist. Ein Engländer, dem in China ein Gericht vorgesetzt wurde, das ihm verdächtig erschien, und der gern wissen wollte, ob es Entenbraten sei, sagte in fragendem Tone: Quak, quak? Er erhielt sofort die deutsche Antwort: Bau-wau! Dies kommt ohne Zweifel der beredtesten Unterredung über denselben Gegenstand zwischen einem Engländer und einem französischen Kellner vollkommen gleich. Eine andre Frage ist es freilich, ob dergleichen Mitteilungen den Namen einer Sprache verdienen. Kleine Kinder mögen Bau-wau sagen, wir sprechen von einem Hunde. Wir sagen Kuh, nicht Mu oder Bu, wir sagen Lamm, nicht Bä. Dasselbe findet in den älteren Sprachen, wie im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen statt. Wenn dieses Prinzip der Onomatopöie irgendwie anwendbar ist, so müßte es vor allem in der Bildung der Tiernamen hervortreten. Dennoch suchen wir vergebens eine Ähnlichkeit zwischen Gans und gackern, Henne und glucken, Ente und quaken, Sperling und piepen, Taube und girren, Schwein und grunzen, Pferd und wiehern, Katze und miauen, Hund und bellen, belfern, knurren oder heulen herauszuhorchen.' — —

'Unsere Antwort in bezug auf die interjektionale Theorie gleicht im allgemeinen der eben in bezug auf die andere gegebenen. Es gibt ohne Zweifel

in jeder Sprache Interjektionen und einige derselben mögen weiter fort überliefert worden und auch in die Wortzusammensetzungen eingetreten sein; aber diese Empfindungslaute legen sich nur wie Vorstädte um das Weichbild der Sprache. Die Sprache fängt da an, wo die Interjektionen aufhören. Es besteht ein eben so großer Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. „lachen“ und der Interjektion ha, ha!, zwischen „leiden“ und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Akt und Geräusch des Niesens und dem Verb „niesen“. Wir niesen und husten und kreischen in ganz ähnlicher Weise wie die Tiere, aber wenn Epikur behauptet, daß wir ebenso sprechen, wie Hunde bellen, von der Natur dazu angeregt, so wird uns unsere Erfahrung wohl sagen, daß dies nicht der Fall ist.'

5. Steinthal (Abriss. d. Sprachwiss. I. S. 82 ff.): 'Die Sprache ist keine Erfindung, sondern eine Entstehung oder Erzeugung im Geiste, kein durch Verstand vermitteltes Werk, keine absichtliche Verwendung eines gesuchten und gefundenen Mittels zur Abhilfe eines bewußten Bedürfnisses, auch nicht eine glückliche Benutzung eines Zufalls zur Bereicherung des geistigen Wirkens (denn auch dies setzt Nachdenken oder Bewußtsein über die mögliche Verwendung des sich anbietenden voraus); sondern die Sprache ist geworden, ohne gewollt zu sein. Die unbewußt bleibenden und doch die Elemente beherrschenden Gesetze wirken und führen die Schöpfung aus.

Die Sprache ist also mit den Erfindungen gar nicht zusammenzustellen sondern, obwohl durchaus geistig, doch der Art der Entstehung nach, wie ein Erzeugnis der Natur, ein wachsender Organismus zu betrachten. Ein Keim, in gewisser Weise organisiert, in bestimmte Bedingungen physikalischer oder organischer Art gebracht, entwickelt sich, nicht weil er weiß und will, sondern weil das ewige Gesetz der Schöpfung es so bestimmt hat. So gibt es im Menschen gewissermaßen einen Keim, der sich zur Sprache entfaltet; und damit dies nicht Phrase bleibe, ist es die Aufgabe, die Zusammensetzung dieses Keimes darzulegen und die Bedingungen und Gesetze zu erkennen, unter denen er aufgeht: wie ganz analog die Botanik diese Aufgabe für die Pflanzen, die Physiologie für das Tier zu lösen hat. Für die Sprache ist es die Psychologie, an die wir uns zu wenden haben.

Die Sprache ist ferner nicht ein ruhendes Sein, sondern eine verfliegende Tätigkeit. Wir dürfen sie wesentlich nicht als ein vorhandenes Werkzeug ansehen, dessen man sich gelegentlich bedient, das aber sein Dasein hat, auch in der Stunde, wo es nicht angewandt wird; sondern sie erscheint als eine Kraft oder Fähigkeit, d. h. als bloße Möglichkeit, die unter Umständen sich äußert, ausgeübt und dann in Wirklichkeit wird, aber nur vorübergehend, so lange die Bedingungen der Äußerung dauern. Die Sprache ist nicht ein Etwas, wie Pulver, sondern ein Ereignis, wie die Explosion; sie ist nicht ein Organ, wie das Auge oder Ohr, sondern eine Tätigkeit oder Fähigkeit, wie sehen und hören. So war und so ist sie zu allen Zeiten. Der Urmensch sah nicht anders und sprach nicht anders als wir in dem Augenblick, wo wir sprechen. Wie also der Physiologe die Aufgabe hat, die Bedingungen zu erkennen, unter denen der Mensch aller Geschlechter sah und sieht: so ist dem Sprachforscher die Aufgabe gestellt, einen Seelenzustand zu begreifen, der durch die darin wirkenden Elemente gedrängt wird, sich im Laute zu äußern, in Lauten auszubrechen.

Wie die mensc
ist wesentlich
auf jeden Akt
Sprecherlernen
Menschen sind

6. Wundt
Entwicklungsbeob
mögliche oder
man sich die
die tatsächliche
der Veränderun
Sprachformen a
als menschliche
beachtung zugle
ung nimmt.'

Ebenda S
die Entwicklun
sich, und auf j
in der ihr gena
chologischen F
weder nach, no
auftritt, ist sie
lung des Denke
Bestandteil der
muß sie ferner
den vorangege
Male und unv
zwischen Sprac
dem vergönnt
mit seiner eige
kommen sein
ort, in dem u
Ausdruckbeweg
willkommen kont
die das animal

7. Schleier
Sprachwissensch
die Antwort zu
Forschung' mag
einfache Form der
nd ihre fernere
diese einfache
nicht ihre Sach
des Gebiets, die
die Bedeutungspla
und über die g
es Sprache selbst
Fund, Triebkraft

Wie die menschliche Natur ewig dieselbe bleibt, so auch diese Aufgabe. Sie ist wesentlich dieselbe für den Urmenschen, das Kind und für uns in bezug auf jeden Akt der Rede. Ein Unterschied zwischen der Urschöpfung, dem Sprechenlernen der Kinder und der täglich und stündlich aller Orten, wo Menschen sind, sich wiederholenden Rede findet wesentlich gar nicht statt.'

6. Wundt (a. a. O. Band II, Seite 604): 'Dieser Grundgedanke (der Entwicklungstheorie) wird auch hier darin bestehen müssen, daß nicht irgend eine mögliche oder gar beliebig fingierte Entwicklung angenommen wird, aus der man sich die Sprache entstanden denken könnte, sondern daß man einerseits die tatsächliche Entwicklung der Sprache, soweit sie uns in der Beobachtung der Veränderungen der vorhandenen Sprachen oder der Entstehung neuer Sprachformen aus älteren zugänglich ist, und andererseits diejenigen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins, die dasselbe auf seinen unmittelbar unserer Beobachtung zugänglichen Stufen darbietet, zur einzigen Grundlage der Betrachtung nimmt.'

Ebenda Seite 605: 'Die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins schließt die Entwicklung von Ausdrucksbewegungen, Geberden, Sprache notwendig in sich, und auf jeder dieser Stufen äußert sich das Vorstellen, Fühlen und Denken in der ihr genau adäquaten Form: Diese Äußerung gehört selbst zu der psychologischen Funktion, deren wahrnehmbares Merkmal sie ist, sie folgt ihr weder nach, noch geht sie ihr voraus. Von dem Augenblick an, wo die Sprache auftritt, ist sie daher ein objektives Maß für die in ihr sich äußernde Entwicklung des Denkens, aber sie ist dies nur deshalb, weil sie selbst ein integrierender Bestandteil der Funktionen des Denkens ist. Als ein Produkt der Entwicklung muß sie ferner, gerade so wie die ihr entsprechende Form des Denkens, in den vorangegangenen geistigen Entwicklungen bedingt, sie kann nicht mit einem Male und unvorbereitet entstanden sein. Eben deshalb ist aber auch die Grenze zwischen Sprache und sprachlosem Naturzustand keine absolute. Ein Beobachter, dem vergönnt gewesen wäre, die Entwicklung der Sprache Schritt für Schritt mit seiner eigenen Wahrnehmung zu verfolgen, würde niemals in die Lage gekommen sein zu sagen: hier, in diesem Augenblick beginnt die Sprache, und dort, in dem unmittelbar vorangegangenen war sie noch nicht da. Als eine Ausdruckbewegung, was sie auf allen ihren Entwicklungsstufen bleibt, geht sie vollkommen kontinuierlich aus der Gesamtheit der Ausdrucksbewegungen hervor, die das animalische Leben überhaupt kennzeichnen.'

7. Schleicher (Deutsche Spr. S. 44 u. 37, Beitr. I S. 5 ff.) vindiziert der Sprachwissenschaft 'das Recht, auf die Frage: wie ist die Sprache entstanden? eine Antwort zu versagen'. 'Die Sprachwissenschaft, als eine Beobachtungswissenschaft,' sagt er, 'setzt ihr Objekt, die Sprache voraus; die älteste, einfachste Form derselben kann sie aus den vorliegenden Sprachen erschließen und ihre fernere Entwicklung verfolgen; aber wie der Mensch dazu gekommen ist, diese einfachste, erschließbar älteste Sprache zu schaffen, das zu ergründen ist nicht ihre Sache. Die Lehre von der Entstehung der Sprache liegt jenseits ihres Gebietes, sie fällt vielmehr in das der Anthropologie' . . . 'Die Wurzeln, die Bedeutungslaute selbst, nehmen wir in ihrer ältesten Lautform als gegeben an, und über die geheimnisvolle Entstehung dieser, d. h. über die Entstehung der Sprache selbst, wagen wir auch nicht die leiseste Vermutung. Denn hier

verliert der Sprachforscher den Boden unter den Füßen, den er bis hierher mit jener Zuversicht betreten konnte, die eine strenge Methode gewährt. Die Wurzelbildung selbst liegt jenseits der Sprachwissenschaft, denn erst muß Sprache da sein, ehe Sprachwissenschaft möglich ist.

§ 7. Sprachentwicklung.

Jede lebende Sprache ist in einer fortwährenden langsamen oder raschen Entwicklung begriffen, und zwar kann es als Erfahrungstatsache gelten, daß eine Schrift- und Kultursprache sich am langsamsten verändert, daß dagegen die Sprachen primitiver Völker sich so rasch verändern, daß oft schon nach zwei Generationen sich die Angehörigen derselben nicht mehr verstehen würden. Diese Veränderung oder Entwicklung der Sprache umfaßt alle ihre Erscheinungen, die Laute, den Wortschatz und die Wortformen, die Bedeutung der Wortarten, der Wortformen und der einzelnen Worte und schließlich den Satzbau und die Satzfügung.

a) Die Laut- und Formenveränderungen. Sie wurden von der älteren Sprachwissenschaft als Verderbnisse, Verstümmelungen und Zersetzungen des ursprünglich reicheren Laut- und Formenschatzes angesehen. Doch ist diese Ansicht, die einen angeblich vollkommeneren Zustand an die Spitze der Sprachentwicklung setzt, unzulässig. Nächstem suchte man die lautlichen und formellen Veränderungen durch Annahme von Lautgesetzen und Analogiewirkungen zu erklären. Das Lautgesetz soll der Ausdruck für die regelmäßig und naturnotwendig wirkenden lautlichen Veränderungen sein (z. B. die germanische Lautverschiebung; über sie siehe Abschn. VII § 2, S. 384); wenn Ausnahmen von diesen Regeln eintreten, so führte man sie auf Einwirkung einer falschen Analogie zurück.

Die Veränderungen von Lauten und Formen einer Sprache vollziehen sich in vierfacher Weise: 1. Durch allmähliche Veränderung von Artikulationsstelle und Artikulationsart der Laute. 2. Durch rasch eintretende Störungen der Lautbildungen, wie es z. B. bei einzelnen Individuen Stammeln, Stottern, Substitution eines leichter zu artikulierenden Lautes an Stelle eines schwereren, Auslassungen und Umstellungen sind. 3. Durch Kontaktwirkungen der aufeinander folgenden Laute; hierhin gehört die progressive und regressive Assimilation sowie

Dissimilation (adferre zu afferre, summus aus supmus, andererseits singularis aus singulalis), die Elision von Lauten und der Lautanschub (numquam aus ne-umquam, nullus aus ne-unulus, sumpsit und sumptum aus sum-si und sum-tum). 4. Durch Analogieeinfluß (von Wundt assoziative Fernwirkung genannt), z. B. der Genetivus senati von senatus, nach hortus-horti, Vulcanaliorum von Vulcanalia, nach studia-studiorum; in der deutschen Kindersprache die Präterita „ich gebte, trinkte“, der Komparativ von gut, „güter“ usw.

b) Bedeutungsveränderungen von Wortklassen und einzelnen Worten.

Der Begriffsinhalt des einzelnen Wortes verschiebt sich auf dreifache Weise:

1. Durch Bedeutungsspaltung, indem zu dem alten Begriffsinhalt ein oder mehrere neue hinzukommen; hierbei kann die alte Bedeutung entweder ganz verloren gehen oder neben der neuen erhalten bleiben. Hierhin gehört der Vorgang der Bedeutungsspezialisierung und des pars pro toto, z. B. copiae urspr. „Mengen“, dann „Truppenmengen“, aus potio „Trank“ wurde poison „Gift“, avica (franz. oie) „Vögelchen“ erhielt die Bedeutung „Gans“, pacare (payer) die Bedeutung „bezahlen“, orare hieß ursprünglich „reden“ (cf. orator und oratio), später „bitten“ und „beten“, classis ursprünglich „Aufgebot“, später nur „Seeaufgebot“ = Flotte, emo heißt ursprünglich „nehmen“, später „kaufen“ usw.

2. Durch Bedeutungsübertragung, indem von einem Wort auf das andere eine Bedeutung übertragen wird. Die Ursache ist oft eine Veränderung der bezeichneten Gegenstände durch Kulturveränderungen (penna und unser „Feder“ von der Schreibfeder, pecunia ursprünglich „Viehbestand“, später „Geld“, weil Vieh der erste Wertmesser war, ähnlich gotisch faihu in derselben Bedeutung, vgl. engl. fee, Trinkgeld), meist aber ein Assoziationsvorgang; durch ihn werden entweder gleiche Momente der Bedeutung zweier Gegenstände miteinander verbunden — wie z. B. folium und unser „Blatt“ von den Blättern eines Buches, testa (franz. tête) ursprünglich „Schale“, dann „Kopf“, focus (feu) erst „Heerd“ dann „Feuer“, ruga (franz. rue) ursprünglich „Furche“, dann „Straße“, aedes, verwandt mit *αἶθω*, ursprünglich „Brennstätte“, dann „Haus“ und „Tempel“ — oder das, was räumlich und zeitlich zusammenliegt, miteinander verknüpft (z. B. hat moneta,

franz. monnaie, unser „Münze“, seinen Namen von der ersten römischen Münzprägstätte, die am Tempel der Iuno Moneta lag).

3. Durch Wort-Differenzierung, indem vorhandene, meist dialektisch entstandene lautliche Verschiedenheiten zum Ausdruck verschiedener Bedeutungen gewählt werden (im Deutschen z. B. „Rabe“ und „Rappe“, „Knabe“ und „Knappe“, „Schacht“ und „Schaft“).

Die fortwährende Änderung der Wortbedeutungen hat einerseits den Untergang und Verlust von Worten aus der Sprache, andererseits fortwährende Neubildungen zum Ersatz der verlorenen zur Folge. So tritt z. B. im Romanischen an Stelle von ignis focus (feu), grandis für magnus, caballus für equus, basium (baiser) statt osculum, testa (tête) für caput, iactare (jeter) statt jacere, donare statt dare usw.

Ähnlich wie die Bedeutungen einzelner Worte können sich die Bedeutungen der Wortarten und Wortklassen verschieben. So wird ein Substantivum zum Adjektivum (homo servus), das Adjektiv wird substantiviert (boni sc. homines, patria sc. terra, Januarius sc. mensis), Substantiva werden zu Verben (hunc tactio est, ebenso sind alle Infinitiv- und Supinformen ursprünglich Kasus verlorener Verbalsubstantiva), Verbalformen werden zu Adjektiven (so z. B. war prudens ursprünglich Part. Präs. Akt., aptus und catus ursprünglich Part. Perf. Pass., alumnus ursprünglich Part. Präs. Pass.). Zu Beziehungsbegriffen (Partikeln) sind Worte aller Wortklassen herabgesunken, z. B. Verbalformen (trans, deutsch „während“), Pronomina (tam, tum, quom, deutsch „daß“), Substantiva (circum, ergo).

c) Veränderungen des Satzbaues.

Diese bestehen 1. in der Veränderung der Ausdrucksmittel der Satzbeziehungen (wie Hilfs Worte an Stelle von Endungen, z. B. du père statt patris, j'ai aimé, ego habeo amatum an Stelle von amavi; oder umgekehrt: neue Endungen an Stelle selbständiger Worte, z. B. aimerai für amare habeo, amabo entstanden aus vorlateinischem ama-fuo usw.)

2. In der Veränderung des Satzbaues selbst, d. h. in der Veränderung der Stellung der einzelnen Satzglieder zu einander; so kann an Stelle des verbalen oder prädikativen Satzbaues ein attributiver eintreten (Beispiele s. Seite 360), oder ein Attribut des Substantivs an Stelle des Adverbiale gesetzt werden (rarus venit

statt raro venit), oder die Kopula zum Prädikatsnomen weggelassen bzw. hinzugesetzt werden (omnia praeclara rara).

3. Es verändern sich die Mittel der Satzzusammenfügung. So traten im Lateinischen an Stelle der Infinitivkonstruktionen solche mit Konjunktionen (Video te venire — video quod tu venis — im Französischen que), an Stelle der temporalen u. a. Nebensätze Partizipialkonstruktionen (bello confecto statt cum bellum confectum esset), aus der ursprünglichen Parataxe entwickelte sich die Hypotaxe usw.

Anm. Die These der modernen Sprachwissenschaft, daß die Lautgesetze ausnahmslos wirken, ist so zu verstehen, daß wir in der Regel eine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit des Lautwandels anzuerkennen haben, d. h. die Tatsache, daß für jede eingetretene geschichtliche Lautveränderung eine wirkende Ursache angenommen werden muß. Eine gesetzesähnliche Regelmäßigkeit ist hierbei nur für den regulären, d. h. den stetigen und allmählichen Lautwandel anzunehmen Wundt, a. a. O. Band I Seite 394: „Die Sprache ist überall von einer Fülle sich durchkreuzender Gesetze beherrscht, deren jedes naturgemäß nur gelten kann, wenn es nicht durch andere im gegebenen Fall zwingendere Gesetze aufgehoben wird. Jede der einzelnen Ursachen des Lautwandels würde ausnahmslos wirken, wenn sie immer vorhanden wäre und wenn sie niemals von andern Ursachen gestört würde. . . . Insofern nun der Ausdruck „Gesetz“ überall nur auf Gleichförmigkeiten des Geschehens angewandt wird, das heißt auf empirische Zusammenhänge, die sich in vielen Fällen in wesentlich übereinstimmender Form wiederholen, ist schließlich dieser Ausdruck zwar bei allen Erscheinungen des Lautwandels zulässig, die Bedeutung desselben ist jedoch insofern eine abweichende, als die Gesetze des regulären stetigen Lautwandels empirische Lautgesetze sind, sich also unmittelbar auf gleichförmig wiederkehrende Veränderungen im Gebiete der Laute selbst beziehen, während die Gesetze der Kontakt- und Fernwirkungen der Laute in den allgemeinen Assoziationsgesetzen bestehen, die sich in verschiedenen Fällen in unendlich vielgestaltiger Weise äußern können.“

§ 8. Die wichtigsten geschichtlichen Sprachtypen.

Man hat versucht, die zahlreichen verschiedenen Sprachen der Menschen auf der Erde nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Eine solche Einteilung kann entweder historisch sein, indem man die untereinander durch Abstammung verwandten Sprachen zu Gruppen zusammenfaßt, oder morphologisch, indem man sie nach irgend welchen unterscheidenden Merkmalen ihrer Bildungsform einteilt.

Ein solches unterscheidendes Merkmal für den Charakter einer Sprache liegt in der Art, wie die Beziehungen, in welchen

die Vorstellungen oder Wörter zu einander stehen, ausgedrückt werden. Nach diesem Kriterium nun werden sämtliche bekannte Sprachen der Erde in 4 Hauptklassen geteilt: in die isolierende oder einsilbige, in die agglutinierende (anleimende, anfügende), in die flektierende und in die einverleibende Klasse.

Zur Klasse der isolierenden Sprachen, d. i. solcher, in denen die völlig unveränderlichen einsilbigen Wurzel-Wörter nebeneinander gereiht und die verschiedenen Redeteile und Beziehungen nur durch die Wortstellung und den Akzent kennbar gemacht werden, gehört das Chinesische und die hinterindischen oder indochinesischen Sprachen (das Siamesische und Birmanische).

Zur Klasse der agglutinierenden Sprachen, d. i. solcher, in denen die Wurzel unverändert bleibt und die Beziehungen durch den Hinzutritt einzelner Silben bald vorn, bald hinten, bald im Innern des Wurzelwortes bezeichnet werden (Präfixe, Suffixe, Infixe), gehört die größte Zahl der bis jetzt bekannten Sprachen, z. B. die sogenannten polynesischen Sprachen (auf der Halbinsel Malakka, auf sämtlichen Inseln des indischen, chinesischen und großen Ozeans, nördlich bis nach Formosa, südlich bis nach Neu-Seeland, und von Madagaskar bis zur Oster-Insel); ferner die ural-altaischen Sprachen (zu denen in Europa das Finnische, Ungarische oder Magyarische und Türkische, in Asien die Sprache der Samojuden, Mongolen, Tungusen und der zahlreichen mit den Türken verwandten turkmenischen und tartarischen Stämme gehört), ein großer Teil der afrikanischen, die amerikanischen Sprachen und das Baskische in Europa.

Endlich zur Klasse der flektierenden Sprachen, d. i. solcher, in denen zur Bezeichnung der Beziehungen der Wurzellaut verändert wird und Beziehungslaute hinzugefügt werden, gehören die Sprachen des semitischen und des indogermanischen Sprachstammes.

Eine vierte Klasse unterscheiden wiederum viele in den einverleibenden Sprachen, d. h. solchen, die zwischen Wort und Satz keinen Unterschied machen, indem sie den Ausdruck aller Begriffe und Beziehungen eines Satzes in einem riesigen Satz Worte zusammenfassen. Hierhin gehören viele amerikanische Sprachen und das Grönländische.

Einen historischen Stammbaum aller auf der Erde gesprochenen Sprachen aufzustellen ist heute noch unmöglich. Zwischen den riesigen Sprachenfamilien, die ganze Erdteile ver-

wandtsch
splitter n
Die
der alte
1. D
schnitt V
2. D
1. Babylo
und Phön
3. D
in ihnen
dem Kop
rechnet
Baskisch
4. I
5. I
6. I
7. I
Typus).
8. I
1. D
die isolier
tinierend
die flektie
zu trenne
2. M
Seite 109)
I. Ein
indische T
II. V
ische (und
III. S
IV. A
Zust-Typus
V. Ag
gryisch un
VI. F
arabisch).
3. Ein
viele sich
für den Unt
Es lassen

wandtschaftlich umfassen, liegen und lagen zahllose kleine Völkersplitter mit selbständiger Sprache.

Die geschichtlich bemerkenswertesten großen Sprachstämme der alten Welt (Asien, Europa, Afrika) sind:

1. Die indogermanischen Sprachen (über sie siehe Abschnitt VII, Seite 379).

2. Die semitischen Sprachen; sie zerfallen in fünf Gruppen: 1. Babylonisch-assyrisch, 2. die Kanaanitischen Sprachen (Hebräisch und Phönizisch), 3. Aramäisch, 4. Arabisch, 5. Äthiopisch.

3. Die hamitischen oder nordafrikanischen Sprachen; zu ihnen gehören das alte Ägyptisch mit seiner Tochttersprache, dem Koptischen, und die Berbersprachen; eine neuere Hypothese rechnet hierzu auch die Sprache der alten Iberer mit dem heutigen Baskischen.

4. Die ural-altaischen Sprachen (siehe Seite 374).

5. Die malaiopolynesischen Sprachen (siehe Seite 374).

6. Das Chinesische (von isolierendem Bau).

7. Die Bantusprachen in Afrika (von agglutinierendem Typus).

8. Die Dravidasprachen in Indien (ebenfalls agglutinierend).

1. Die Unterschiede zwischen den vier Hauptsprachtypen sind nicht scharf; die isolierenden Sprachen können früher mehrsilbig und flektierend oder agglutinierend gewesen sein, wie dies vom Chinesischen wahrscheinlich ist; auch sind die flektierenden Sprachen von den agglutinierenden Sprachen begrifflich schwer zu trennen.

2. Misteli (in Steinthals Abriß der Sprachwissenschaft, 2. Aufl. Band I, Seite 109) unterscheidet sechs Hauptsprachformen in elf Typen:

I. Einverleibende Sprachen: 1. Der mexikanische Typus. 2. Der grönländische Typus.

II. Wurzel-isolierende Sprachen: 3. Der chinesische Typus. 4. Der siamesische (und barmanische) Typus.

III. Stamm-isolierende Sprachen: 5. Der malajo-dajakische Typus.

IV. Anreihende Sprachen: 6. Der ägyptisch-koptische Typus. 7. Der Bantu-Typus (Kafriisch).

V. Agglutinierende Sprachen: 8. Der uralaltaische Typus (Finnisch, Magyarisch und Jakutisch). 9. Der dravidische Typus (Kanaresisch).

VI. Flektierende Sprachen: 10. Der semitische Typus (Hebräisch und Arabisch). 11. Der indogermanische Typus.

3. Eine noch genauere Unterscheidung der verschiedenen Sprachtypen würde sich ermöglichen lassen bei Anwendung der 24 Merkmale, welche Wundt für den Unterschied der Sprachen aufgestellt hat (a. a. O. Band II, Seite 403): „Es lassen sich wohl vornehmlich die folgenden zwölf Gegensatzpaare aufstellen:

1. Isolierende und agglutinierende Sprachtypen; 2. Sprachen mit einseitiger Entwicklung der Nominalformen und andere mit ausgebildeten Verbalformen; 3. Sprachen mit reichen äußeren Wortformen, und solche, in denen die innere Wortform mit hinzutretenden besonderen Hilfswörtern die Bedeutung des einzelnen Wortes feststellt; 4. Sprachen mit primärer Entwicklung des Possessiv- und andere mit entsprechender des Personalpronomens; 5. Sprachen mit einfacher oder mit mehrfacher Abstufung der Pronominalbegriffe (Ortsabstufungen des Demonstrativum, Inklusion und Exklusion, Trial); 6. Präfixsprachen und Suffixsprachen; 7. Sprachen mit und ohne Wert- oder Genusunterscheidung der Substantiva; 8. Sprachen mit vorwiegendem Ausdruck der Aktionsarten und solche mit Ausbildung subjektiver und relativer Verbalbegriffe; 9. Sprachen mit attributiver und mit prädikativer Satzbildung; 10. Sprachen mit und ohne Relativpronomens und hypotaktischen Konjunktionen; 11. Sprachen mit einfacher und mit zusammengesetzter Satzbildung; 12. Sprachen mit freier und mit fester Wortstellung.

Diese Typen sind natürlich nicht die einzigen, die sich überhaupt aufstellen lassen. Auch ersieht man ohne weiteres, daß es sich bei manchen, wie z. B. bei den isolierenden und agglutinierenden Sprachen, um absolute, wenn auch durch manche Übergänge vermittelte Gegensätze, bei andern, wie bei den Präfix- und Suffixsprachen, den Sprachformen mit vorwaltender Nominal- oder Verbalbildung, von vornherein nur um ein mehr oder minder handelt.“

VII. Abschnitt. Vergleichende Sprachwissenschaft.

Literatur.

1. Systematische Darstellungen:

- Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen (4 Bde. nebst Index, Berlin 1833—37, 3. Ausg. Berlin 1868—71).
- Aug. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (2 Bde., Weimar 1861, 4. Aufl. 1876).
- K. Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Band I Einleitung und Lautlehre, Band II Wortbildungslehre, Band III—V von B. Delbrück u. d. T.: Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen (zusammen 6 Bände, Straßburg 1886 bis 1900, Band I in 2. Aufl., das. 1897—98).
- K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen (in 3 Lieferungen, Straßburg 1902—1904).
- Ein kurzer Abriss ist: Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft (Leipzig 1897, 3. Aufl. 1903).

2. Verwandtschaftsverhältnis der Sprachen:

- Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (Weimar 1872).
- P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (Göttingen 1896).